

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Die Grafschaft Ruppin

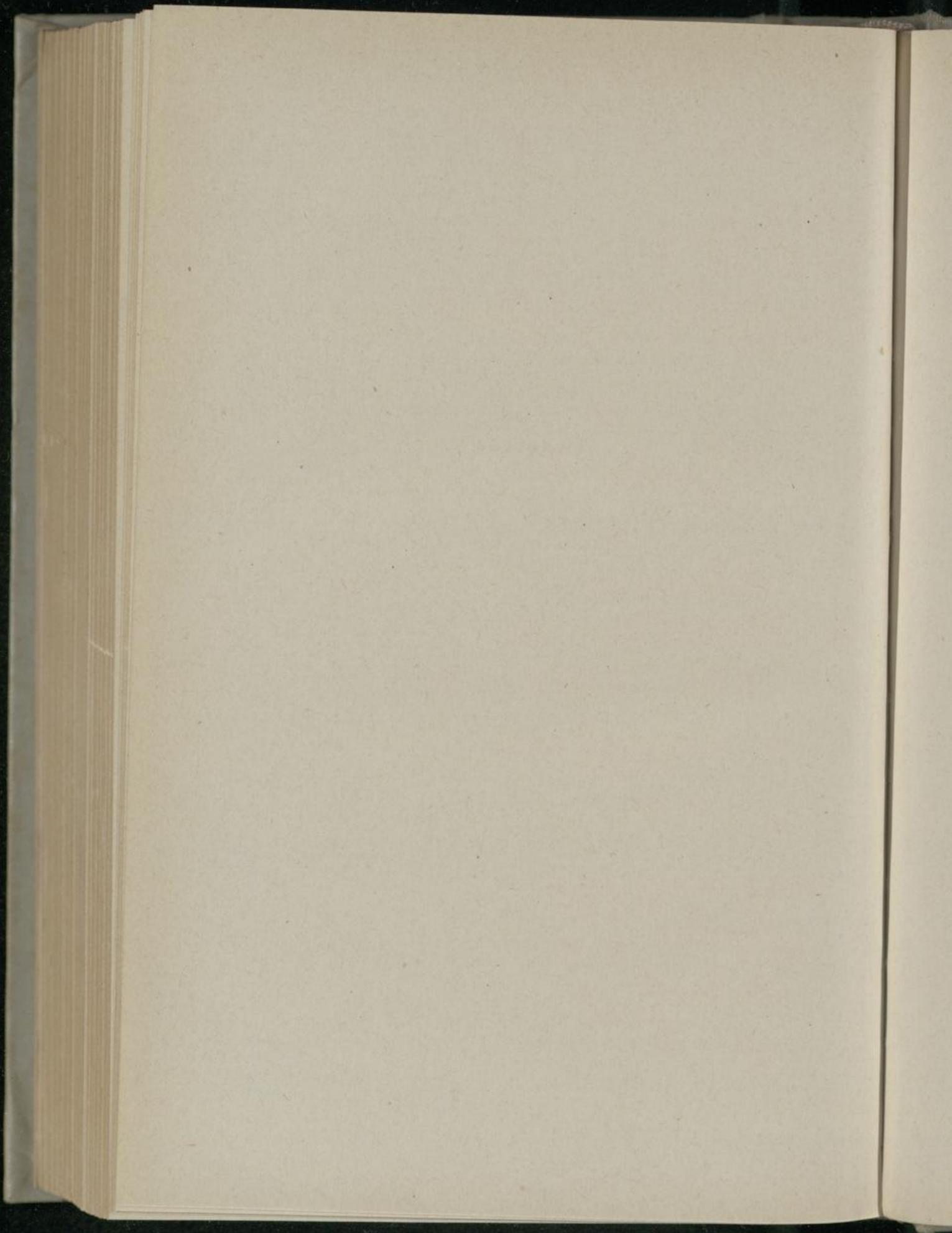
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

Gentzrode

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007

Genrode



Genzrode

Einst war eine Zeit, da war nur eines,
Da war nicht Steig, den Fuß zu stellen,
Da war nicht Haus, das Haupt zu ruhen; . .
„Ist mein dies alles? bin ich hier der Meister?“
So rief er, erwartend, ob's einer ihm wehrte.

Unsre Wanderungen durch die Grafschaft Ruppın haben uns an manchem alten Edelsitz vorübergeführt, und die besten Namen unserer brandenburgisch-preussischen Geschichte haben mehr als einmal zu uns gesprochen. Heute gilt unser Besuch einer Schöpfung unsrer Tage, hervorgegangen aus dem Schaffensdrang eines Mannes von unhistorischem und unberühmtem Namen, einer modernen Schöpfung, die sich nichtsdestoweniger dem Besten und Interessantesten an die Seite setzen darf, was unsre Grafschaft aufzuweisen hat. Name: Genzrode. Es konkurriert nicht mit anderem schon Vorhandenem, es stellt sich in Gegensatz dazu und gelangt gerade hierdurch zu einem besonderen Ansehen. Wie es der Stolz und die Bedeutung Nordamerikas ist, nicht das Pendant, sondern in vielen Stücken das Gegenbild des alten Europas zu sein, so liegt der Stolz und die Bedeutung Genzrodes darin, in all und jedem mit der Tradition gebrochen zu haben. Kein Kaiser und König belehnte hier, keine alte Familie übernahm hier die Pflicht, im Gefolge ihres „Gnädigen Herrn Kurfürsten“ zu reiten und zu streiten, unter ganz anderen Bedingungen sprang hier ein Leben ins Dasein, und abweichend wie die Entstehung, so abweichend war auch die Erziehung dessen, was eben entstanden war. Nur keine Systeme! Geld und Nüchternheit übernahmen hier von Anfang an die Gestaltung und Regelung des Ganzen, aber doch derartig eigentümlich, daß sich innerhalb des nüchternsten Vorgehens, oder ihm zum Troß, ein beständiger, ans Sublime streifender Hang zu Kalkül und Spekulation zu erkennen gab. Wie Rechner und Schachspieler phantastisch werden können, wie es eine Trunkenheit des Verstandes gibt, so operierte man auch hier. Jeder herkömmliche Satz wurde angezweifelt, eben weil er herkömmlich war; die Kritik wurde zum schöpferischen Element;

Und die Devise jedes neuen Tags
Sie lautete: ich will es und — ich wag's.

Ehe wir in die Details eingehen, schicke ich an dieser Stelle bereits eine kurze Charakteristik der Schöpfung, die uns weiterhin beschäftigen soll, voraus.

Genrode ist ein Gut, das sich am Abhange und auf dem Plateau einer Sanddüne erhebt, die seit unvordenklichen Zeiten den Namen des „Kranken Heinrich“ und der „Kahlenberge“ führt. Ein Terrainabschnitt also, genau wie die 1848 historisch gewordenen „Nehberge“ unserer Residenz. Sand und wieder Sand, von nichts unterbrochen als einer Vogelspur, einem Büschel Strandhafer und jenen nestartigen Löchern, die die Krähen aufgekrätzt und aufgewirbelt haben.

So waren die Nehberge; so waren auch die Kahlenberge, eine Meile von Muppín. In alten Zeiten hatte hier die Ruhburg gestanden, ein Wartturm, ein Lug-ins-Land, von dem aus ein Wächter nach Norden sah und meldete, wenn die „Quitkowschen“, die hier meist andre Namen führten, im Anzuge waren. So ging es bis in die Joachimschen Zeiten; dann war es mit der alten Herrlichkeit vorbei, und wie mit dieser so auch mit unsrer „Ruhburg“. Sie zerfiel. Anfang dieses Jahrhunderts standen ihre Fundamente noch. Als neuerdings an der alten Turmstelle nachgegraben wurde, fand man nichts als einen verrosteten Schlüssel von halber Armslänge. Unverkennbar der Schlüssel zur Burg. Die Erde gab ihn an den jetzigen Besitzer heraus, symbolisch ausdrückend: „Nun ist diese Stelle dein; wahre sie.“ Und das hat er getan und wird es ferner tun. Aus der Sanddüne ist in der verhältnismäßig kurzen Zeit von fünfzehn Jahren eine Musterwirtschaft geworden. Ackerfelder ziehen sich in breiten Flächen über das Plateau, Wiesengründe am Fuß desselben hin, überall aber, den Abhang entlang und dann eingemustert in die Feld- und Wiesenflächen, wachsen Baumbestände auf, mal Park, mal Wald und bedecken in diesem Augenblicke bereits eine Fläche von über 1000 Morgen mit jungen Eichen, Birken und Buchen. Wir kommen darauf zurück. Aus dem Mittelpunkt der ganzen Anlage aber erhebt sich, ein Viereck bildend, das Herrenhaus, zugleich mit seinen mächtigen Wirtschaftsgebäuden, in Front von niedrigen Türmen, im Hintergrunde von hohen Schornsteinen überragt, deren Rauchfahne auf weithin die Wandlung verkündet, die sich an dieser Stelle vollzog.

Johann Christian Genz

Vor! wer die Augen nach dem Jenfeit richtet,
 Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
 Er stehe fest und sehe hier sich um,
 Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
 Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen,
 Was er erkennt, das will er auch ergreifen.

Genzrode ist die Schöpfung eines einfachen Ruppiner Bürgers, dessen Namen ich dem nun folgenden Abschnitt meines Kapitels vorgesezt habe. Nach ihm wurde das Gut benannt. Er war ein Original, dabei ein Mann, der innerhalb der merkantilen und finanziellen Welt von der Pike an gedient hatte. Derartige Persönlichkeiten haben in ihren Lebensgängen immer etwas Verwandtes; sie finden eine Stecknadel, heben sie auf und heften schließlich mit dieser Stecknadel ein Adels- resp. ein Grafendiplom an ihre Gobelinswand, oder aber sie beteiligen sich unter Einzahlung eines Minimalbeitrages an irgendeiner wundertätigen Sparkasse und endigen mit Erbauung einer Kathedrale oder Christianisierung eines meistbietend erstandenen Südseearchipels. England und Amerika sind reich an solchen Erscheinungen. Mitunter lenken sie auch ins Politische hinüber, stellen sich an die Spitze einer liberalen Citydeputation, zeigen einem verblendeten oder auch nicht verblendeten Fürsten den „Abgrund, an dem er wandelt“ und werden dann schließlich auf einem Gruppenbild (Hautrelief in Marmor) in irgendeiner Guildhall zur Bewunderung und Nachahmung kommender Geschlechter ausgestellt.

In diese Gruppe gehörte nun unser Johann Christian Genz durchaus nicht. Der historische Stil war ihm fremd; er war ganz und gar Genre. Die Geschichtsbücher werden deshalb nichts von ihm vermelden, aber der Kenner, der aparten Erscheinungen liebevoll nachgeht und das Beachtens- und Berichtenswerte nicht bloß da findet, wo ein Leben unter Glockenklang und Kanonendonner abschließt, ein solcher wird an einer Gestalt, wie es die unfres „alten Genz“ war, sich herzlich erfreuen, weil sie im Gegensatz zu dem immer Wiederkehrenden und blassen Allgemeinen so viel farbenfrische Spezial- und Lokaltöne zeigt. Eine Figur wie die seinige

war nur in der Mark und innerhalb der Mark, vielleicht nur im Ruppinschen möglich, denn er hatte nicht bloß in seiner Originalität Kleinbürgerliche Verhältnisse, wie sie dieser Grafschaft eigentümlich sind, zur Voraussetzung, sondern er baute auch seinen Reichtum auf etwas spezifisch Ruppinschem auf, auf dem Dorf. Soll er in wenig Strichen charakterisiert werden, so darf man sagen, er war eine merkwürdige Mischung von Schlaueit und Bonhomie, von innerlicher Freiheit und äußerlichem Sichschicken, von Pfennigängstlichkeit und Unternehmungskühnheit, alles auf Grundlage eines tief eingewurzelten und mit Vorliebe gepflegten Spießbürgertums.

Die äußeren Fakten seines Lebens sind bald erzählt. Von illustrierenden Zügen füge ich nur einzelnes ein.

Johann Christian Genz wurde den 26. Juli 1794 geboren. Sein Vater war ein kleiner Tuchmacher; der Sohn trat mit dreizehn Jahren in das väterliche Gewerbe ein. Dann kamen Wanderjahre. 1820 inzwischen von seinen Kreuz- und Querzügen zurückgekehrt, verheiratete er sich. Er fühlte etwas vom Handelsgeist in sich und diesem Geiste folgend, kaufte er ein Kurzwarengeschäft. Er prosperierte. Zunächst seine Unternehmungen innerhalb des vorgeschriebenen Zirkels verdoppelnd, ging er bald über diesen hinaus; zu dem Kurzwarengeschäft gesellte sich ein Leder- und Eisen-, zu diesem ein Bank- und Wechselgeschäft; das Bustrauer Tuch wurde erstanden, endlich Genzprobe gegründet. Dies war das letzte große Unternehmen. Aber ehe die Tausende dafür verausgabt werden konnten, mußten die Einer und Zehner erworben werden. Das forderte einen langen und mühevollen Weg.

Wie er diesen Weg machte, welche Mittel er wählte, um zum Ziele zu gelangen, ist bezeichnend für den Mann. Um drei Uhr war er auf und begann damit, den Laden selber auszufegen. Dies verriet Kraft, Energie und jenen Mut, der dem Gerede der Nachbarn Troß bietet; eine Art von Genie aber entwickelte er in seiner Verkehrsart mit dem Publikum. Von einer seiner Messtouren hatte er eine acht Fuß hohe Spieluhr mitgebracht, die fünf Lieder spielte. Wollte nun eine wohlhabende Bauernfrau, die nach seiner Meinung noch nicht genug gekauft hatte, den Laden verlassen, so zog er an der Uhr, die jetzt sofort „Schöne Minka, du willst scheiden“ zu spielen begann. Die Frau blieb, um zu hören und fiel nun als Opfer ihrer Neugier oder ihres musikalischen Gehörs. — Als die

Uhr defekt geworden war, schaffte er statt ihrer eine Schwarzdrossel an, die in gleichen Situationen pfeifen mußte:

Mein Schätzchen, mein Schätzchen, kommst immer her
Und bringst mir gar nichts mit.

Der schon vorerwähnte Ankauf der Wustrauer Wiesen erfolgte im Jahre 1840 und legte das Fundament zu einem wirklichen Vermögen. Wenigstens nach damaligen Begriffen. Was bis zu jenem Zeitpunkt erworben war, hielt sich auf dem Niveau alltäglicher Wohlhabenheit. Im Luch lag der Schatz. Erst von da ab hob sich, wie die finanzielle Lage des Besitzers, so auch der Torfbetrieb überhaupt. In unseren residenzlichen Heizungsverhältnissen, was hier parenthetisch bemerkt werden mag, bildet übrigens der Torf nur eine „Episode“, die ihrem Ende entgegengeht. Anfang dieses Jahrhunderts begann sie; ehe hundert Jahre um sein werden, wird sie gewesen sein. Wie bei der New-Castler Steinkohle, so ist auch beim Linumer Torf sein Hinscheiden aus dieser Zeitlichkeit vorausberechnet. Aber zurück zu unserm Christian Genz.

Etwa 1855 schied er aus den Geschäften, dieselben seinem Sohne überlassend. In einem am „Tempeltore“ gelegenen Garten unter den Bäumen des Walls brachte er mit Vorliebe seine Tage zu, einfach ländlichen Beschäftigungen hingegeben, die nur von 1857 ab durch häufige Nachmittagsfahrten nach dem einige Jahre zuvor erworbenen Genzrode, und dann und wann auch durch eine weitere Reise unterbrochen wurden. Die weiteste dieser Reisen ging nach Paris, wo sein älterer Sohn, der Maler Wilhelm Genz, damals lebte. Böllig umgewandelt, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, kehrte er von dieser Reise zurück. Er trug einen eleganten Anzug aus dem Schneiderkunstatelier von Dufantoy, einen langen, weißen Bart und eine fezzartige Sammetkappe. In diesem Aufzuge blieb er auch von da ab bis an sein Lebensende, mit Ausnahme der Dufantoy'schen Schöpfung, die selbstverständlich einige Jahre später durch Hervorbringungen bescheidener heimischer „Ateliers“ ersetzt werden mußte. Des weißen Bartes freute er sich besonders und widerstand allen Aufforderungen ihn wieder abzulegen. „Lange genug, so pflegte er zu sagen, habe ich einem hochlöblichen Publikum gedient und einen Philisterbart getragen, nun will ich frei sein und einen Demokratenbart tragen.“

Dies führt uns auf seine Gesinnung, auf sein Glaubensbekenntnis in politischen und kirchlichen Dingen. Personen, die sich aus dem Nichts emporarbeiten, haben, was die letztgenannte Frage angeht, immer eine Neigung, ins Extrem zu verfallen und entweder alles dem lieben Gott, oder alles sich selbst anzurechnen. Rangieren sie unter die Erstren, also unter die gläubig-kirchlichen Leute, so sind sie meist auch loyal, Ordnungsmänner par excellence, und werden mit einem Ordenskissen vorauf schließlich als Geheime Kommerzienräte hinausgetragen; gehören sie umgekehrt der zweiten, also der ungläubigen Gruppe zu, so stehen sie, wie zur Großautorität Gottes, so auch zu den Kleinautoritäten der diesseitigen Welt in einem sehr zweifellustigen Verhältnis und haben in ihrer ungrammatikalischen Weisheit eine tiefe Neigung, alles was nicht ihren Gang geht, unsagbar töricht zu finden. Innerhalb der Politik sind sie jedesmal treue Anhänger des Sages „alles für das Volk, alles durch das Volk“. So war auch der alte Genz. Die Zeiten sind vorüber, wo man sich berechtigt glauben durfte, aus solcher Richtung einen moralischen Makel herzuleiten. Das Recht einer freien Entwicklung der Geister nach rechts oder links hin ist zugestanden; nicht die Richtung gilt fürder als das sittlich Entscheidende sondern der Weg. Wessen Weg über Treubruch, Verrat und Undankbarkeit führt, den kann kein hohes Prinzip, keine glänzende Fahneninschrift retten; wer umgekehrt lautere Wege wandelt, dem gegenüber — wenigstens vom ethischen Standpunkte aus — ist es gleichgültig, wohin diese Wege leiten.

Welche Wege nun wandelte unser alter Christian Genz? Wir lassen dabei die Einzelpunkte, Politik und Kirche, fallen und beziehen die Frage auf sein Leben überhaupt. Die Antwort wird sich danach richten, ob der Beantwortende die Lust und die Fähigkeit hat, Menschen und Dinge mit dem Maßstab zu messen, der in den Menschen und Dingen selber liegt, oder ob er umgekehrt als richtiger Doktrinär darauf eingeschworen ist, eine mitgebrachte Vortrefflichkeitselle als einzig gültigen Maßstab anzusehen. Macaulay sagt bei Beurteilung des Machiavellischen Fürstenspiegels etwa das Folgende: „Die Anklagen, die dieser Fürstenspiegel erfahren hat, gehen daraus hervor, daß der germanische Norden Europas andere Ideale im Herzen trägt als der romanische Süden. Dem Germanen gelten Tapferkeit und Treue als das Höchste, der Ita-

liener dagegen zollt der überlegenen Klugheit, der List, der feingesponnenen Intrige dieselbe Bewunderung, die wir jedem Heißsporn entgegen tragen, der ein Duzend Schotten zum Frühstück verzehrt.“

Hieraus ist leicht die Nutzenwendung auf den uns vorliegenden Fall zu machen. Im allgemeinen sind wir immer noch, und gerade die Besten unter uns, von jener altpreussischen Anschauung durchdrungen, die in dem schönen „ich dien“ ihren selbstsuchtslos-hingebenden und zugleich ihren stolzen Ausdruck gefunden hat. „Meine Seele Gott und mein Blut dem König!“ lebt noch in hunderttausend Herzen, und der Himmel woll es fügen, daß uns diese Empfindung in alle Wege, oder doch so lange wie möglich erhalten bleibt. Aber so gewiß es gestattet sein muß, sich voll schwärmerischen Eifers zu dieser Empfindung zu bekennen, so gewiß ist es doch auch, daß es der ungeheuren Mehrzahl gegenüber eine Feiertagsempfindung ist, neben der eine Alltags- und Durchschnittsbetrachtung ihre volle Berechtigung hat. Die Montmorencys haben ihr Geseß und die Torfexploitierungsgesellschaften haben es auch. Man kann nicht verlangen, daß diese beiden Geseße untereinander stimmen¹. Wer bis zwanzig Jahr ein Tuchmacher und dann weitere zehn Jahr ein kleiner Krämer ist, kann nicht zugleich bei Nonceval gefochten oder König Roberts Herz in einer silbernen Kapsel gen Jerusalem getragen haben. Finanzielles und Romantisches, das „goldene Kalb“ und das „goldne Blies“ sie schließen einander aus,

¹ Es existiert ein natürlicher Gegensatz zwischen dem Chevaleresken und dem Merkantilen, der natürliche Gegensatz von geben und nehmen. Schon der einfache Kalkül „ich kaufe zu 1 und verkaufe zu 2“ enthält ein Etwas, das dem noblesse oblige (Adel verpflichtet) widerstreitet, dem überall, wo es echt ist, die Neigung innewohnen muß, den vorstehenden Rechnungssatz umzukehren. In den höchsten Handelsphären haben sich freilich zu allen Zeiten diese Gegensätze verwischt, versöhnt, und die Kaufhäuser erwiesen sich dann den Fürstenhäusern verwandt, in denen sich die Gewinnfragen zu Machtfragen und diese wiederum zu Kulturfragen gestalteten; aber so gewiß es in Jahrhunderten, die nicht allzuweit zurückliegen, solche Handelshäuser gegeben hat, so gewiß ist es doch auch, daß unsere Sandmark — von Berlin selbst ist abzusehen — jederzeit der unglücklichste Boden für sie gewesen ist. Hier war als Regel immer nur der Kleinhandel zu Hause, der bis in die neueste Zeit hinein seine Normen weder aus Venedig und Florenz, noch aus Amsterdam und dem alten Hansa-Lübeck entnehmen konnte.

und im Schoße der merkantilen Welt, einige glänzende Ausnahmen zugegeben, ist es längst — und zwar wie uns scheinen will mit Recht — zu einem Axiom erhoben worden: was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Freiherrn und Grafen gehorchen einem ungeschriebenen Kodex der Ehre, oder sollen es wenigstens; der Dorfgraf seinerseits kennt kein anderes Gesetz der Ehre als — das Landrecht.

An diesem Gesetz gemessen wird unser alter Christian Genz, und viele mit ihm, in Ehren bestehen. Es ist ein Fehler, wie ich schon eingangs bemerkt habe, an Gestalten wie diese den *sans peur et sans reproche**-Maßstab legen zu wollen. Jeder werde in seinem Kreise treu und tüchtig befunden. Hier war der Kreis ein geschäftlicher und lag einerseits im Wustrauer Luch, andererseits auf den „Kahlenbergen“. Ein unendlicher Gottessegens ersproß an beiden Stellen aus der Urbarmachung von Sumpf und Sand. War auch zunächst nur das Ich gemeint, das Allgemeine durfte bald daran teilnehmen. Wo aber ein Segen geboren wurde, da forsche man nicht allzu kritisch nach den Motiven, die ihn ins Dasein riefen. Ein Kaufmann sei ein Kaufmann, das genügt; er wolle gewinnen, das ist nicht bloß sein Recht, es ist auch seine Pflicht.

Aber freilich der überflügelte Dilettantismus ist auch auf diesem Gebiete geneigt, den strengsten Kritiker abzugeben und, wenn nichts andres verfangen will, die alten Böller der „höheren Sittlichkeit“ abzufeuern. Indes sie springen beim ersten Schuß.

Johann Christian Genz starb am 4. Oktober 1867. Er steht zunächst in der Familiengruft „am Wall“. Später wird er seine Ruhestätte auf dem Terrain seiner Schöpfung finden — in Genzrode.

Genzrode bis 1857

Wir kehren nunmehr zu dieser Schöpfung selbst zurück, die ich eingangs dieses Kapitels bereits in einigen Strichen zu skizzieren gesucht habe. Ich verweile dabei zunächst bei den Anstrengungen der ersten Jahre.

Die Kahlenberge waren nur ein Sandplateau, durch das hier und dort ein paar Lehmstreifen sich hindurchzogen; nichtsdestoweniger machte die Erwerbung dieses halb wertlosen Terrains (der Morgen wurde anfangs mit 6 Talern bezahlt) große Schwierigkeiten. Diese

* Ritter ohne Furcht und Tadel.

Schwierigkeiten entstanden daraus, daß es Stadtland war, an dem viele Ruppiner Bürger strichweise ihren Anteil hatten. Mit allen mußte verhandelt werden. Endlich Sieg. 118 gerichtliche Kauf- und Tauschverträge hatten das Terrain zusammengebracht. Es umfaßte schließlich 3254 Morgen. Aber das war erst nach einer Reihe von Jahren, denn das Gut wuchs auch seinem Areal nach erst allmählich. Ehe diese Arrondierung beendet war, ging das ganze Unternehmen, die Urbarmachung eines absolut wüsten Landstrichs, noch durch schwere Prüfungen und Gefahren. Es stand mehr als einmal auf dem Punkte zu scheitern.

Diese Gefahren waren Wassers- und Feuersnot. Aber beide ein Wort. Zunächst über die Wassersnot, die übrigens keine Not durch, sondern vielmehr eine Not um Wasser war.

Gleich in den ersten Jahren wurde es eine Existenzfrage für Genßrode, ob es möglich sein werde, das erforderliche Wasser zu beschaffen. Man hatte bis dahin nur einen Regentümpel, eine primitive Zisterne; damit war es nicht zu leisten, und immer unerläßlicher erwies sich die Anlegung eines Brunnens. Ein Ratszimmermeister wurde konsultiert und unterfing sich endlich, den schwierigen Bau auszuführen. Ein halbes Hundert Arbeiter wurde angestellt, um ein trichterförmiges Loch zu wühlen, das eine Tiefe von 40 und oben eine Weite von 50 Fuß hatte. Aber kein Wasser kam. Der Ratszimmermeister erklärte: Mein Rat und meine Weisheit sind zu Ende. Stafetten gingen nach Berlin, um von dort her „höhere Meister“ herbeizuholen, aber wie in Zeiten einer Epidemie keine Ärzte zu haben sind, so waren in jenem beispiellos trockenen Sommer (1857) keine Brunnenmacher zu haben. Von allen Seiten her waren dieselben Notschreie ergangen; in der Hauptstadt stand es kaum besser; so blieb Genßrode auf seine eigenen, oder doch auf benachbarte Kräfte angewiesen. Und sie fanden sich.

Ungerufen stellte sich an einem heißen Julitage ein kleiner, unansehnlicher Mann ein, namens Franke aus Groß-Menz, seines Zeichens ein Maurergeselle. Er erbot sich den Brunnen fertig zu bauen. Wie begreiflich fand er zunächst wenig Glauben. „Er sieht aus wie ein Maulwurf“, sagte der alte Genß, „aber was soll uns das? Erde genug ist aufgeworfen.“ Franke ließ sich indes weder durch scherz- noch durch ernsthaftige Bemerkungen aus der Fassung bringen und zeigte allen Bedenken gegenüber eine solche Ruhe und

Sicherheit, daß endlich beschlossen wurde, es ihn unternehmen zu lassen. Er wurde in eine Baracke einlogiert, zeigte sich mit allem zufrieden und imponierte zunächst durch Anspruchslosigkeit. Schon nach einigen Tagen überraschte er durch die Kunstfertigkeit, mit der er zu Werke ging. Er hatte die Methode des „Senkens“, die in der Ruppiner Gegend neu war, und wenn ich richtig verstanden habe, im Prinzip dem „mit dem Kasten vorgehn“ der Mineure oder der Anwendung des „Wolfs“ oder Eisenwagens entsprach, mit dessen Hilfe beispielsweise der Tunnel in London seinerzeit gebaut worden ist. Vortreiben, ausgraben und wieder vortreiben; die vorgetriebene Einwandung ist der jedesmalige Schutz für den Grabenden, während das gewonnene Stück ausgemauert wird.

Genzrode war in jenen Tagen eine Sehenswürdigkeit. Es machte in der Tat einen spukhaften Eindruck, den kleinen Mann bei Grubenlicht wie einen Erdgeist dort unten hantieren zu sehen. Einer rief hinunter: „Wenn dich der Teufel geholt hat, so decke den Brunnen zu.“ Aber das letztere war nicht nötig, weil das erstere nicht geschah; Franke erreichte vielmehr nach vier Wochen angestrengter Arbeit den Wasserpiegel. Er lag 56 Fuß tief. Mit neuem Mute setzte der „Maulwurf“ seine Arbeit fort.

Lassen wir ihn zunächst in seiner Tiefe; wir werden ihn erst in einem neuen kritischen Moment aus derselben emporsteigen sehen. Denn seltsam, demselben kleinen Manne war es auch vorbehalten, die zweite, größere Gefahr, die über Genzrode hereinbrach, zu beseitigen, oder wenigstens in erster Reihe dabei mitzuwirken. Er hatte das Wasser gefunden; das zweite, was er tat, war: er hielt den Lauf des Feuers auf.

Die Erzählung davon zwingt uns zunächst um einige Wochen zurückzugehen.

Ein großer Teil des Gutsareals, namentlich aber die der königlichen Forst zugelegenen Strecken waren mit Heidekraut überdeckt. Erlaubnis war nachgesucht worden, dies Heidekraut abbrennen zu dürfen. Die Regierung hatte die Erlaubnis gegeben, und das in Frage kommende Terrain war in zwei Hälften, in eine Hälfte links und in eine andere rechts der Wittstoder Straße geteilt worden. Mit der einen Hälfte hatte man begonnen, und Ende August war, unter Innehaltung der üblichen Vorsichtsmaßregeln, der Heidekrautbrand gefahrlos und ohne alle Zwischenfälle in Szene gegan-

gen. Dies war zur Linken. Vier Wochen später sollte mit der Rechtenhälfte vorgegangen werden.

Diese vier Wochen waren jetzt um. Wie in Blättern angezeigt wird: „Bei Tage finden Schießübungen statt“, oder „auf dem Glacis werden Sprengungen vorgenommen“, so stand im Ruppiner Anzeiger: „Am 27. September wird, auf der Strecke rechts vom Wege, das Genzroder Heidekraut niedergebrannt.“ Eine Warnung und eine Festankündigung zugleich, denn eine ganze Anzahl von Personen fand sich ein, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Bei Beschreibung der Szene, die nun folgte, lasse ich den Hauptbeteiligten selber sprechen:

„Es war 9 Uhr früh am genannten Tage (27.), als ich in Begleitung einiger Freunde von Ruppin in Genzrode eintraf. Ein leiser Wind blies bei unbewölktem Himmel über die Kahlenberge hin. Alles gewährte einen heitern Anblick; jeder war an seinem Platz, die Zuschauer erwartungsvoll. Wir nahmen also die bereitgehaltenen Fackeln zur Hand, und ohne uns lange bei Erörterung der Frage aufzuhalten, wo wohl am geratensten anzufangen sei, gingen wir davon aus: die nächste Stelle, die beste. So denn die Fackeln hinein, und im Nu stand eine Heidestrecke von 300 Schritt in Brand. Noch fünf Minuten, und das Feuer fing bereits an, uns Bedenken zu machen. Der Wind war heftiger geworden, und schon drohte Gefahr. Jetzt erst kam mir der Gedanke, mich auch zu vergewissern, ob seitens meines Inspektors der vorschriftsmäßige Sicherheitsstreifen gezogen sei. Wir waren alle vom Teufel des Leichtsinns besessen gewesen. Die gesetzliche Vorschrift, die vier Wochen vorher aufs genaueste innegehalten worden war, forderte einen zwanzig Ruten breiten, tiefumgepflügten Streifen zwischen dem abzubrennenden Acker und dem weiten Forstbestande dahinter. Und was fanden wir statt dessen? Eine Rute breit lief der Streifen, und nur mit dem Haken, statt mit dem tiefer gehenden Pfluge, war das Erdreich umgebrochen worden. Ein Angstschrei brach von meinen Lippen. Dann wurden Versuche gemacht, den schmalen Sicherheitsstreifen durch Ausschlagen des Feuers mit Sträuchern und Büschen zu behaupten. Aber vergebens. Die Flamme lief wie eine Schlange über das Gras hin, der Wind wurde Sturm, und dieser trieb die Lohe der königlichen Forst zu. Das hohe Heidekraut, die über zehn Fuß hohen Tannen und das Kieferngestrüpp, alles war

trocken wie Stroh. Das Feuer brauste durch die Gipfel, und emporstiegen ungeheure Rauchwolken, welche die Sonne verdunkelten. Beim Zurückweichen nach dem abgesteckten Hofe benahm uns die Hitze bereits den Atem, und wir liefen Gefahr erstickt zu werden. Ich wollte die Mannschaften zu gemeinschaftlicher Hilfe zusammenrufen, aber zerstreut irrten sie umher, und mein Ruf ging unter in dem unheimlichen Toben der Feuermasse.

Da tauchte aus dem Brunnen unser alter „Maulwurf“, der Maurer Franke hervor, der einzige, der auch jetzt wieder Geistesgegenwart genug hatte, auf ein rettendes Mittel zu verfallen. Er zeigte, ohne ein Wort zu sprechen, nach den vier Gespannen Pferden hin, welche weit weg auf dem Felde pflügten. In der That, wenn noch eine Möglichkeit vorhanden war, die königliche Forst zu retten, so konnten es nur diese tun. In wenigen Minuten waren sie herbeigeholt; jetzt mit ihnen in Karriere nach der Feuergrenze: und wirklich machten sie es möglich, den Saum entlang, auf dem verhängnisvollen Streifen drei bis vier Furchen zu ziehen. — Welche Spannung! — Ich allein war der Betroffene. Niemand ahnte die volle Verantwortlichkeit, in der ich schwebte. Vor mir 20 000 Morgen Forst, ausgedörrt vom heißen Sommer, und hinter mir das heranwühlende Feuermeer, das schon einen Umfang von 300 Morgen einnahm. Ich stürzte zurück nach der Baracke, um auf einem der dort untergebrachten Reitpferde nach der Stadt zu jagen und Hilfe zu holen. Aber — neue Entmutigung! Einige jener Neugierigen, die des Schauspiels halber herbeigekommen waren, hatten sich ohne weiteres mit den Reitpferden aus dem Staube gemacht.

Wirr und verworren liefen die Personen aneinander vorbei. Die Zahl der Hilseleistenden war mittlerweile zu etwa dreißig herangewachsen. Außer meinen Leuten, die von Hunger, Durst und Hitze erschöpft waren, war niemand mit Rettungsinstrumenten versehen. Der gefürchtete Augenblick rückte immer näher; jetzt war die letzte Linie erreicht, und der Sturm begann die Flamme in die Gipfel der königlichen Forst hineinzuschleudern. Die helle Verzweiflung faßte mich; meine Kräfte waren hin, und die Phantasie stellte mir das traurige Bild vor Augen: das Resultat einer vierzigjährigen rastlosen Tätigkeit meines Vaters mit einem Schlage vernichtet zu sehn! Vernichtet war ich selber.

Aber dieser furchtbarste Augenblick war auch der der Rettung.

Die Nachricht von dem Geschehenen war inzwischen nach Ruppin und den nächsten Dörfern gelangt. Alle Sturmglocken gingen, und durch öffentlichen Ausruf wurde angekündigt, daß jedes Haus zwei arbeitsfähige Männer zu stellen habe. Ganz Ruppin war auf den Beinen; die Dörfer nicht minder. Alles, was Pferde und Wagen hatte, machte sich auf, der bedrohten Stätte zuzueilen. Schon sah ich die mit Menschen überladenen Wagen, Spritzen und Wasser-tonnen vom Kuhburgsberge herunterjagen, als mir von der andern Seite her auch schon die Rettungsnachricht übersandt wurde: „Das Feuer ist bewältigt.“ Es war so. Mit einiger Ruhe konnten wir dem letzten Akte des Schauspieles zusehn, als die mehr und mehr in sich selbst erstickende Flamme ihren dunkeln Rauch über die Tannen lagerte. Sei es die Windstille, die plötzlich eingetreten, seien es die Anstrengungen meiner Leute, oder seien es endlich die Anordnungen des alten Brunnenbauers, die dem Feuer Einhalt geboten hatten, gleichviel, die Forst war gerettet und mit ihr mein Vermögen.“

Genzrode seit 1857

Alle diese Vorgänge fielen in den Spätsommer 1857. Unglücksfälle oder auch nur Gefahren brachen von da ab nicht mehr herein; Wasser war gewonnen, der Boden urbar gemacht, und das Unternehmen begann innerhalb der gehegten Erwartungen, ja über diese hinaus, zu prosperieren.

Dies verhältnismäßig glänzende Resultat — denn nur niedrige Zinserträge waren angenommen worden — hatte darin seinen Grund, daß allem Spott der Besserwisser zum Troß konsequent der Gedanke verfolgt worden war: den Ackerbetrieb mit Rücksicht auf den sterilen Boden nach Möglichkeit zu beschränken und statt seiner große Waldkulturen in Angriff zu nehmen. 1858 begannen die Anpflanzungen; schon im folgenden Jahre wurden 130 000 junge Eichen aus Holland bezogen und in den rajolten Boden eingesetzt. Oberförster Berger, Fachmann und Autorität, ritt vorüber: „In solchen Boden wollen Sie Eichen pflanzen? Werfen Sie Ihr Geld nicht weg.“ Der gegenwärtige Besitzer von Genzrode aber, der all diese Dinge persönlich leitete, ließ sich durch solche Fachmannsurteile nicht abschrecken; er war kurze Zeit vorher in Potsdam und Babelsberg gewesen und hatte sich an beiden Orten über-

zeugt, daß die neuen Parkanlagen zum Teil auf einem Boden erfolgten, der nicht besser war als der seine. Gestützt auf solche Wahrnehmungen fuhr er in seinen Anpflanzungen fort. Auch aus dem Samen wurde gezogen, selbstverständlich unter Vermeidung alles Willkürlichen und Zufälligen. Professor Koch in Berlin hatte vielmehr auf Ersuchen ein Verzeichnis hergestellt, in dem angegeben war, welche außereuropäischen Bäume am besten geeignet wären, sich im märkischen Sande zu akklimatisieren, und gestützt auf diese Liste wurden nunmehr aus Newyork, Kanada, Kolumbia, Tiflis und Sibirien Samenarten im Betrage von 2000 Talern bezogen und — ausgesät. Das, was am besten aufging, lieferte eben dadurch den Beweis, auf unserm Boden vorzugsweise verwendbar zu sein, aber auch das derartig Erprobte und Bewährte sah sich noch vor eine engere Wahl gestellt, in der der Baum von größerem Holzwert oder der von prächtigerer Laubfärbung seinen Vorzug geltend machte. In diesem Augenblick sind 1100 Morgen, also gerade ein Drittel des Gesamtareals bepflanzt; ein Teil davon ist Park, ein anderer Baumschule, ein dritter Wald. Selbstverständlich nimmt dieser letztere die größten Flächen ein. Es sollen Kulturen hergestellt werden, die sich den Schöpfungen des Fürsten Pückler an die Seite stellen und doch zugleich als rentabel angesehen werden können. Zu dieser Rentabilität ist — immer innerhalb gewisser Grenzen — bereits der Anfang gemacht worden. Für 10 000 Taler Pflanzbäume konnten im Laufe der letzten Jahre aus diesen Anlagen verkauft werden, und Kontrakte sind neuerdings abgeschlossen worden, nach denen Gengrode später alle Bäume zur Bepflanzung der auf Berlin einmündenden Chausseen liefern wird. Es hat sich herausgestellt, daß die auf dem leichten Boden der „Kahlenberge“ gewonnenen Pflanzbäume zu derartigen Anlagen vorzugsweise verwendbar sind. Zudem ist das Holz überhaupt ein in der Abzendenz begriffener Artikel. In diesen Waldkulturen liegt also die Zukunft des Gutes, von dem ich unsere Leser bis hierher unterhalten habe.

Und nun noch einige Worte zum Schluß.

Was dieser Stelle einen solchen Reiz gibt, das ist, daß hier alles erst im Werden ist. Das Abgeschlossene ist eben abgeschlossen. Unsere Teilnahme haftet am Unfertigen. „Was wird daraus werden?“ „Wie wird es sich entwickeln?“ Das sind die Fragen, die uns an

Menschen und Dingen vorzugsweise beschäftigen. Dies ist es auch, was die Jugend vor dem Alter voraus hat. Und Genzrode ist jung. Die ganze landwirtschaftliche Welt unserer Provinz verkehrt hier oder fährt hier vor, um die in einen Eichenwald umgewandelten, noch vor zwanzig Jahren für absolut unfruchtbar gehaltenen Kahlenberge wie einen „interessanten Fall“ zu studieren. Und vieles in der Tat ist hier zu lernen, auch seitens derer, die andern Fragen nachsinnen, als denen der Agrikultur. „Alle Liebe lohnt“, „Denke selbst und handle selbst“, „Mißtraue den Fachmännern“, „Gehe der Weisheit des Volkes nach“. Noch viele andre Sprüche sind aus der Geschichte Genzrodes herauszulesen.

Das Gut umschließt jetzt 116 Seelen. Als der erste Mensch auf dieser Scholle geboren wurde, sagte der alte Genz: „Er soll Adam heißen.“ Ein stolzes Wort. Er wollte eine neue Welt hier anfangen, und er hat sie an dieser Stelle angefangen, in mehr denn einem Sinne. Er schuf nicht nur aus der Wüste eine Oase, aus dem Sand einen Wald- und Wiesengrund, er proklamierte hier auch eine neue Macht: das rührige, intelligente, dem Mittelalterlichen ab-, dem Fortschrittlichen zugewandte Bürgertum, das aus allen Banden, zumeist aber aus denen der Überlieferung und des Vorurteils gelöst, um dieser Welt willen lebt und das Glück im Besitze, vor allem auch in dem Streben nach dem Besitze sucht. Ob diese neue, mit jedem Tag sich mehr verkündende Macht ihr „glückliches goldenes Ziel“ in Wahrheit und in Dauerbarkeit erreichen wird, das wird zu gutem Teil abhängen davon, ob es ihr gelingen mag, ihr geträumtes Ideal zu verwirklichen: die Verklärung des Diesseitigen. Aber ob oder ob nicht (es will uns persönlich zweifelhaft erscheinen), wir freuen uns nichtsdestoweniger der natürlichen Entwicklung alles Lebenden um uns her, ungetrübt durch die Betrachtung, ob diese Entwicklung ein Schritt aufwärts zu höherem Dasein, oder ein Schritt abwärts zum Tode ist. Das Wachsende, wohl oder übel, tritt an die Stelle des Fallenden, um über kurz oder lang selber zu fallen. Das ist ein ewiges Gesetz.

Noch wachsen die Eichen von Genzrode, und das Nächste, was sie erblicken werden, wenn sie hoch genug sind, um im Lande Umschau zu halten, wird der Sieg jenes Bürgergeistes sein, der sie ins Leben rief.

